

Noah Lindholm

Leseprobe - Einen Mond lang

Ein Roman über das innere Kind, Selbstmitgefühl
und die Wahrheit hinter jedem Urteil

VORWORT



Eine Erkenntnis, die ein Leben verändert, lässt sich nicht weiterreichen wie ein Satz. Man kann einem Menschen hundertmal sagen, was er ändern müsste, mutiger werden, ehrlicher, großzügiger, und es bleibt ein Satz, der an ihm abperlt. Wahrheiten, die man nur hört, wohnen im Kopf, und der Kopf ist ein höflicher Gastgeber, der alles aufnimmt und fast nichts behält.

Tiefer sinkt eine Einsicht nur auf einem einzigen Weg. Man muss sie erleben. Nicht erklärt bekommen, sondern durchleben, mit Haut und Atem, als wäre es das eigene Leben. Und genau das vermag eine Geschichte, was kein Argument und keine Lehre je erreichen. Ein Roman hebt uns für eine Weile aus uns selbst heraus und setzt uns in einen anderen Menschen, mitten hinein in seine Angst, seine Müdigkeit, seine Gründe. Wir lesen nicht über ihn. Für die Dauer der Seiten sind wir er.

Darin liegt die stille, fast unheimliche Macht des Erzählens. Wer ein Buch zuklappt, weiß manchmal etwas, das er vorher

nicht wusste, und könnte nicht sagen, wann er es gelernt hat, denn niemand hat es ihm beigebracht. Er hat es gelebt, in geliehener Gestalt, und ist ein anderer aufgestanden, als der er sich hingesezt hatte. Keine Predigt reicht so weit, keine Belehrung geht so tief. Eine Geschichte schon, weil sie nicht zu uns spricht, sondern uns für eine Weile zu jemandem macht, der wir nicht sind.

Dieses Buch bittet dich um nichts weiter als das. Für eine Weile jemand zu sein, der du nicht bist. Was du daraus mitnimmst, wird dir niemand gesagt haben. Du wirst es gegangen sein.

PROLOG

Die Gasse, die auf keinem Plan stand



Der Mond steigt über die Stadt, kalt und schmal. Unten werden die Fenster dunkel, eines nach dem anderen, und die letzten Schritte verhallen in den Gassen.

Die Menschen haben längst gelernt, nach unten zu schauen. Auf das Pflaster, auf die Uhr, auf die Schuhe der anderen. Einen durchgelaufenen Absatz, eine schiefe Sohle, und sie meinen schon zu wissen, wer darin steckt. Dabei lässt sich an jeder Sohle ablesen, an welcher Stelle ein Leben gedrückt hat und welcher Weg einen Menschen so gemacht hat, wie er ist. Man muss sie nur lesen können.

Den Mann, der vor der Bäckerei sitzt und jeden Vorübergehenden zuerst grüßt, nennen sie faul. Die Frau, die an der Ecke wartet und in einem Buch liest, wenn niemand kommt, nennen sie billig. Den, der hinter der hohen Mauer Briefe schreibt, die nie ankommen, nennen sie ein Tier. Sie urteilen im Vorbeigehen und gehen weiter in

ihren eigenen Schuhen, die ihnen niemand absprechen würde.

In einer Gasse, die auf keinem Stadtplan steht, brennt ein schmales Licht. Wer hineingeht, riecht Leder, Wachs und Regen, der sich nie ganz verzogen hat. An den Wänden hängen Schuhe, mehr, als ein Leben tragen könnte, Paar an Paar, und unter jedem Paar steht ein Name. Stiefel, Sandalen, abgelaufene Halbschuhe, und ganz oben, fast im Dunkeln, ein einzelnes Paar Kinderschuhe, so klein, dass man es leicht übersieht. Dazwischen sitzt ein alter Mann und zieht den Faden durch die Sohle. Er fragt seine Besucher nie, woher sie kommen. Er fragt nur, ob sie den Mut haben, einen Mond lang ein anderer zu sein.

Manchmal, in den Nächten, in denen einer nicht mehr weiterweiß, reicht er ihm ein Paar fremde Schuhe. Einen Mond lang. Wer sie anzieht, wacht in einem Leben auf, das er verachtet hat, und vergisst das eigene. Er geht die Wege eines anderen und meint, er wähle sie selbst. Erst wenn der Mond wieder voll ist, bekommt er seine eigenen zurück, und nichts passt mehr hinein wie zuvor.

Heute Nacht wird einer kommen, der nichts davon glauben wird. Ein Mann im nassen Mantel, der für alles einen Maßstab hat und für jeden ein Urteil, und der nicht ahnt, dass er beides bald verlieren wird.

Der alte Mann hat das erste Paar schon bereitgelegt. Er fädelt den Faden neu ein und wartet auf die Schritte in

der Gasse, wie er auf alle gewartet hat, die vor diesem Mann kamen.

Draußen steht der Mond über den Dächern, kalt und weit, und sein Licht fällt auf alle Schuhe der Stadt, auf die der Urteilenden und die der Verurteilten.

KAPITEL EINS

Der Mann, der keinen kannte



Jakob Reuter wachte um Viertel vor sechs auf, ohne Wecker, wie seit dreißig Jahren, und die andere Hälfte des Bettes war kalt. Sie war es seit drei Wochen, und er hatte beschlossen, es nicht mehr zu bemerken.

Er machte das Bett mit straffen Ecken, auch die Seite, auf der niemand mehr lag, weil ein halb gemachtes Bett schlimmer aussah als ein leeres. Dann stellte er sich unter eine Dusche, die eine Spur zu heiß war, heiß genug, dass die Haut hinterher brannte und er für ein paar Minuten etwas spürte, das kein Gedanke war. Im Spiegel ein Mann mit grauen Schläfen und einem Kiefer, den er auch im Schlaf nicht locker ließ. Er rasierte sich beinahe trocken, gegen den Strich, und musterte das Ergebnis ohne Wohlwollen und ohne Tadel. Ein Gesicht, das funktionierte.

Er kleidete sich an, wie er sich jeden Morgen ankleidete, das Hemd ganz zugeknöpft, die Krawatte fest, auch wenn an diesem Tag niemand kam, für den eine Krawatte nötig gewesen wäre. Ordnung war kein Schmuck. Ordnung war ein Geländer, und wer es losließ, fiel. Das hatte er früh gelernt, in einem

Haushalt, in dem das Geländer beinahe alles gewesen war, was es gab.

Marlenes Tasse stand noch im Schrank, die mit dem Sprung im Henkel, die sie nie hatte wegwerfen wollen. Er ließ sie stehen, nicht aus Anhänglichkeit, sagte er sich, sondern weil es seine Sache nicht war, fremde Tassen zu entsorgen. Er trank seinen Kaffee schwarz und im Stehen und las Nachrichten auf dem Telefon, von denen keine ihn erreichte.

Sie hatte gesagt, er sei wie ein Haus, in dem alle Lampen brennen und niemand zu Hause ist. Sie hatte am Ende viele solcher Sätze gehabt, und er hatte sie alle abgewehrt, sauber, ohne zurückzuschlagen, wie man Schläge abwehrt, von denen man weiß, dass sie aus Verzweiflung kommen. Jetzt, in der Stille seiner Küche, kam ihm dieser eine noch einmal, und er schob ihn weg, wie man eine Tür schließt, hinter der es zieht.

Draußen war der Oktober über Nacht älter geworden. Jakob ging zum Bahnhof, den Mantelkragen hoch, und rechnete im Kopf die Statik eines Daches durch, deren Rechnung ihm seit Tagen nicht aufgehen wollte. Er baute Häuser für Menschen, die er nie traf, und es waren gute Häuser, gerade und ehrlich, ohne Lüge in den Winkeln. Auf Menschen verstand er sich schlechter. Menschen hatten keine Statik. Sie gaben nach, wo sie halten sollten, und hielten fest, wo man längst hätte loslassen müssen.

Vor dem Bäcker am Bahnhof saß der Mann, der dort immer saß, eine Decke über den Knien, einen Pappbecher neben sich, in dem ein paar Münzen lagen. Jakob kannte ihn, wie man ein

Möbelstück kennt, an dem man jeden Morgen vorbeigeht. Er roch ihn schon von weitem, kalten Rauch und etwas Süßliches darunter, und in seinem Kopf lief der Satz ab, der immer ablief. Ein gesunder Mann, nicht alt, könnte arbeiten und will nicht.

„Guten Morgen“, sagte der Mann und nickte ihm zu, freundlich, als kenne man sich.

Jakob nickte nicht zurück. Er ging weiter und dachte, dass Freundlichkeit billig ist, wenn man den ganzen Tag nichts anderes zu tun hat, als auf dem Boden zu sitzen. Er sah nicht, dass der Mann der jungen Frau, die sich mit zitternden Händen neben ihn fallen ließ, ein Stück von seiner Decke hinüberschob, brummig, ohne sie anzusehen, und dabei etwas murmelte, das wie Schimpfen klang und doch keines war. Jakob war da schon um die Ecke, und der Tag hatte ihn schon.

Im Büro roch es nach Kaffee, nach Toner und nach dem Ehrgeiz junger Leute, die noch glaubten, gute Arbeit werde von selbst gesehen. Sechzehn Jahre hatte Jakob gebraucht, um aus diesem Glauben herauszuwachsen, und er hielt es für eine Freundlichkeit, den Jungen die Zeit abzukürzen. Er hängte den Mantel auf, den der Nieselregen feucht gemacht hatte, und ging in den Glaskasten, den sie sein Büro nannten.

Auf dem Tisch lag der Entwurf von Tomas, dem Jüngsten im Team, sechsundzwanzig, begabt, zu schnell verliebt in die eigenen Einfälle. Jakob blätterte ihn einmal durch und fand den Fehler in der dritten Minute, einen Treppenlauf, der im Schnitt schön aussah und im wirklichen Leben jeden Tag jemanden zu Fall gebracht hätte. Er rief Tomas herein.

„Bleiben Sie stehen“, sagte Jakob. „Es dauert nicht lange.“ Er drehte den Plan um, schob ihn über den Tisch und legte den Finger auf die Treppe. „Was sehen Sie?“

Tomas sah eine Weile hin. „Den Treppenlauf“, sagte er.

„Ich sehe einen Mann mit Einkaufstüten und schlechten Knien, der hier stürzt“, sagte Jakob. „Ich sehe eine alte Frau, die danach nicht wieder hochkommt. Sie haben eine Skulptur entworfen, keine Treppe. Schön ist, was hält. Alles andere ist Eitelkeit.“ Er schob den Plan zurück. „Noch einmal. Bis heute Abend.“

Tomas nahm den Plan und ging, rot bis zum Hals. An der Tür hielt er kurz inne, als wollte er etwas sagen, irgendetwas, das das Gleichgewicht zurückbrachte, fand es nicht und ging. Jakob spürte für einen Augenblick etwas, das fast Bedauern war, einen alten, weichen Reflex tief unter den Rippen, den er kannte und der ihn nichts anging. Er drückte ihn weg, wie immer, und es ging schnell, weil er Übung darin hatte, seit er ein Kind war.

Der Anruf kam um zwanzig nach vier, als das Licht draußen schon nachließ. Eine Nummer, die er nicht kannte, eine Stimme, die geübt war im Sanftsein.

„Herr Reuter? Hier ist das Sankt-Anna-Hospiz. Es geht um Ihre Mutter.“

Er hörte zu, den Blick auf das nasse Fenster, während die Frau Worte benutzte, die alle dasselbe meinten und keines beim Namen nannten. Schwächer. Nicht mehr lange. Eine Frage von Tagen, vielleicht Stunden. Sie habe nach ihm gefragt.

Das war die Stelle, die ihn traf, mitten in den ruhigen Atem hinein. Seine Mutter fragte nach niemandem. Sie hatte ihn vor elf Jahren beim letzten Streit aus ihrer Wohnung geschoben, mit derselben kühlen Hand, mit der sie ihn großgezogen hatte, und seither sahen sie sich an Feiertagen, an denen beide so taten, als wäre nie etwas gewesen. Sie hatte ihn nie gehalten, an keinem einzigen Abend, an den er sich erinnern konnte, und er hatte gelernt, das nicht zu brauchen. So gründlich, dass er es jetzt, wo es zu spät war, auch nicht mehr gekonnt hätte. Wenn Edith Reuter nach jemandem fragte, dann nach dem Tod, und der kam ohnehin von allein.

„Danke“, sagte er. „Ich melde mich.“ Er legte auf und blieb sitzen, und das Dach, das ihm seit Tagen nicht aufgehen wollte, war ihm mit einem Mal vollkommen gleichgültig.

Er arbeitete bis acht, weil das Büro leerer und stiller wurde und weil Arbeit ihn immer getragen hatte, wenn nichts anderes mehr trug. Aber die Linien wollten sich nicht fügen, und irgendwann saß er nur noch da und sah seinem Spiegelbild in der schwarzen Scheibe zu, einem Mann in einem hellen Kasten über einer dunklen Stadt.

Er dachte an Marlene, die gegangen war, weil er nie angekommen war. Er dachte an Tomas, der zu Hause vermutlich seine Treppe neu zeichnete und ihn dabei hasste. Er dachte an seine Mutter in einem fremden Bett. Er dachte daran, dass er bald fünfzig war und Häuser für Fremde baute und selbst in keinem zu Hause war, und zum ersten Mal seit langer Zeit fand

er keinen Satz, mit dem er die Tür hätte schließen können, hinter der es zog.

Etwas in ihm gab nach, leise, ohne Auftritt, wie eine Naht, die zu lange gehalten hat. Er stand auf, nahm den Mantel vom Haken und ging hinaus in die Nacht, ohne Ziel, nur weg von dem hellen Kasten und dem Mann darin.

Er lief, wie er als Junge gelaufen war, wenn das Haus zu eng geworden war, schnell und ohne zu wissen wohin, bis die Straßen schmaler wurden und ihm die Namen fremd. Ein feiner Regen hatte eingesetzt, ohne dass er es bemerkt hätte, und durchnässte den Mantel, doch er ging weiter, den Kragen offen, und spürte die Kälte nicht.

In einem Hauseingang, halb unter einer Plane, saß ein Mann. Jakob hätte ihn übersehen, wie man solche Männer übersieht, aber der Mann sagte etwas, als er vorbeikam, ruhig, fast beiläufig. „Vorsicht, da vorn ist das Pflaster aufgerissen.“ Er hatte es gut gemeint, einer, der die Stadt von unten kannte und wusste, wo man sich die Knöchel brach.

Jakob blieb stehen. In ihm war den ganzen Tag etwas angewachsen, das einen Ausgang suchte, und jetzt fand es einen. „Halten Sie den Mund“, sagte er, lauter, als er wollte, schärfer, als der Mann es verdient hatte. „Ich brauche keinen Rat von einem, der im Dreck sitzt.“ Es war gemein, und er wusste es, noch während er es sagte, und es tat trotzdem gut, für einen kurzen, hässlichen Augenblick tat es gut, einen zu treffen, der nicht zurücktreten konnte.

Der Mann sagte nichts mehr. Er sah Jakob nur an, ohne Wut, eher so, wie man jemanden ansieht, den man kennt und weder mag noch verachtet, und zog die Plane ein Stück höher. Aus dem Eingang kam ein Geruch, kalter Rauch und etwas Süßliches darunter, der Jakob für einen Atemzug an etwas erinnerte, das er nicht zu fassen bekam. Dann ging er weiter, schneller jetzt, und redete sich ein, dass der Mann es nicht anders verdient hatte, und glaubte es nicht ganz.

Irgendwann stand er in einer Gasse, die er nicht kannte, obwohl er diese Stadt seit dreißig Jahren kannte. Sie stand auf keinem Plan in seinem Kopf. Wo sie sich am Ende verengte, brannte ein schmales Licht, warm und gelb, hinter einer kleinen Scheibe, und davor hing ein Schild, dessen Schrift er nicht entziffern konnte. Es roch nach Leder und Wachs und nach Regen, der sich nie ganz verzieht.

Jakob blieb stehen. Die Vernunft sagte ihm, dass um diese Zeit nichts geöffnet hatte, das er brauchen könnte, und dass ein Mann seines Alters nachts keinem fremden Licht in eine fremde Gasse folgt. Aber die Vernunft war an diesem Tag schon einmal brüchig geworden, und so ging er weiter, dem Licht entgegen, und mit jedem Schritt wurde der Geruch nach Leder dichter. Hinter der Scheibe, das sah er jetzt, hingen Schuhe, Paar an Paar, mehr, als ein Mensch in einem Leben tragen kann.

Er legte die Hand auf die Klinke. Sie war warm, als hätte sie gerade erst jemand losgelassen.

KAPITEL ZWEI

Das erste Paar



Die Tür ging leichter auf, als man es dem alten Holz zugetraut hätte, ohne Knarren, fast von selbst. Jakob trat ein, und hinter ihm fiel sie ins Schloss, leiser, als eine so schwere Tür es hätte tun dürfen, und schnitt mit einem Mal den Regen ab, den Verkehr, die ganze nasse Nacht, als hätte es sie nie gegeben.

Draußen war es warm, eine andere Wärme, als Heizungen sie machen, eher die eines Raumes, in dem lange jemand gelebt und gearbeitet hatte. Eine Lampe mit grünem Schirm hing über einem Arbeitstisch, und alles andere lag in einem Halbdunkel, in dem die Dinge mehr zu ahnen als zu sehen waren. Es roch nach Leder, nach Wachs und nach Regen, der sich nie ganz verzieht, so wie es draußen gerochen hatte, nur dichter, als säße der Geruch in den Wänden, in den Jahren, im Holz selbst.

An den Wänden hingen Schuhe, mehr, als ein Mensch in einem Leben tragen kann, Paar an Paar, bis hinauf ins Dunkel unter der Decke. Stiefel mit zerschrammten Kappen, feine Halbschuhe, Arbeitsstiefel mit Lehm in den Sohlen.

Unter jedem Paar hing ein kleines Schild mit einem Namen, in einer Schrift, die Jakob nicht entziffern konnte, fremd und doch nicht ganz, als hätte er sie als Kind gekannt und wieder verlernt. Ganz oben, fast im Dunkeln, hing ein einzelnes Paar Kinderschuhe, so klein, dass man es übersah, wenn man nicht genau hinsah.

Er suchte, ohne es zu wollen, nach einem System, nach einer Ordnung, nach einer Statik, in der diese Schuhe hingen, und fand keine. Sie hingen, wie ein Leben hängt, ohne Plan.

Sein Blick blieb an einem Paar hängen, niedrig an der Wand, Tanzschuhe aus rotem Leder, einmal teuer, jetzt an den Spitzen aufgescheuert bis aufs Weiße. Er hätte nicht sagen können, warum gerade diese, nur dass etwas an ihnen ihn festhielt, eine Geschichte, die er nicht kannte und doch zu spüren meinte. Er riss den Blick los. Schuhe erzählten keine Geschichten. Schuhe waren Leder und Faden und eine Sohle, die hielt oder nicht hielt.

Irgendwo tickte keine Uhr. Das fiel ihm erst jetzt auf, die Abwesenheit dieses Geräuschs, das jeden Raum, in dem er sonst arbeitete, in Abschnitte teilte, in Termine, in Fristen. Hier teilte nichts die Zeit. Sie stand wie das Wachs in den Töpfen, und Jakob, der sein Leben in Stunden gerechnet hatte, spürte ein Unbehagen, für das er keinen Namen besaß, und nannte es Müdigkeit, weil Müdigkeit ein Name war, den er kannte.

Er ging ein paar Schritte an der Wand entlang, ohne es eigentlich zu wollen, und sah die Namen unter den Schuhen,

die er nicht lesen konnte, und doch war es, als läse er sie, nicht mit den Augen, sondern tiefer, wie man einen Geruch erkennt, ehe man ihn benennen kann. Ein Paar Stiefel, die nach Stall rochen. Sandalen, dünn wie Papier, von weit her. Lackschuhe, die nie einen Tag Arbeit gesehen hatten und trotzdem trauriger aussahen als alles andere. Jedes Paar war ein Mensch, das spürte er, ohne es denken zu wollen, und über jeden dieser Menschen hätte er auf der Straße in einer halben Sekunde Bescheid gewusst. Hier wusste er nichts. Hier hingen sie nur und warteten, dass einer sie las.

„Sie sind nass“, sagte eine Stimme.

Am Arbeitstisch saß ein alter Mann, den er im ersten Moment übersehen hatte, weil er so still war, dass er zur Werkstatt gehörte wie der Leisten in seiner Hand. Er zog einen Faden durch eine Sohle, langsam und gleichmäßig, und sah dabei nicht auf. Sein Gesicht ließ sich nicht schätzen, sechzig oder achtzig, doch die Hände, die den Faden führten, waren ruhig und sicher wie die eines jungen Mannes.

„Setzen Sie sich“, sagte er und deutete mit dem Kinn auf einen Hocker neben dem Tisch. „Sie holen sich sonst den Tod, und für den ist es heute zu spät.“

Jakob blieb stehen, wo er stand. Er war es gewohnt, Räume zu betreten und sie sofort zu vermessen, ihre Höhe, ihre Lasten, das Verhältnis von Fenster zu Wand. Diesen Raum konnte er nicht vermessen. Er schien größer zu sein als das Haus, in dem er steckte, und je länger Jakob hinsah,

desto weniger fügte sich das eine ins andere. „Was ist das hier?“, fragte er.

„Eine Werkstatt“, sagte der Alte, als verstünde sich das von selbst. „Was soll es sein.“

„Sie steht auf keinem Plan.“

„Nein.“ Er machte einen Knoten, biss den Faden mit den Zähnen ab und legte den Schuh beiseite. „Die meisten gehen einfach vorbei.“ Dann erst sah er auf. Sein Blick traf Jakob aufmerksam, als läse er ab, wo an diesem Mann das Leder durchgelaufen war. „Sie urteilen schnell“, sagte er. Es war keine Frage.

„Ich entscheide schnell. Das ist mein Beruf.“

„Das ist nicht dasselbe“, sagte der Mann. „Aber das ahnen Sie, sonst stünden Sie um diese Zeit nicht in dieser Gasse.“

Jakob trat einen Schritt näher an den Tisch, um den Mann einzuordnen, wie er alles einordnete. Ein Betrüger hätte ihn längst gelockt, mit Versprechen, mit Schmeichelei. Ein Verrückter hätte geredet, ohne Punkt und Komma. Dieser Mann tat weder das eine noch das andere. Er arbeitete. Er hatte einen Schuh in der Hand und kümmerte sich um den Schuh, und Jakob war ein Gast, den man duldete, ohne ihn zu brauchen, und gerade das machte ihn unsicher, weil er Menschen kannte, die etwas wollten, und Menschen, die etwas verkauften, aber kaum welche, die nichts von ihm wollten.

„Sie wissen gar nicht, wer ich bin“, sagte er.

„Nein.“ Der Alte hob den Schuh gegen das Licht und prüfte die Naht. „Aber ich sehe, woran Sie sich festhalten, und ich sehe, dass es nachgibt. Das sehe ich an den meisten, die diese Tür finden. Die wenigsten geben es zu.“

„Und wenn ich es zugäbe“, sagte Jakob, „was dann? Dann reichen Sie mir ein Taschentuch und sagen mir, ich solle gut zu mir sein.“

„Nein.“ Der Alte legte den Schuh hin. „Reden ist billig. Reden hat noch keinen geändert. Aber tragen Sie einmal die Schuhe eines anderen weit genug, dann passen Ihre eigenen hinterher nicht mehr. Das ist kein Trost. Manche hätten den Trost lieber gehabt.“

Jakob hätte gehen sollen. Ein durchnässter Mann vor einem Greis, der in halben Sätzen sprach, in einem Laden, den es nicht gab. Alles, was ihn ein Leben lang getragen hatte, sagte ihm, dass hier etwas Lächerliches begann, eine Masche, das Gerede eines Einsamen, der nachts auf Leute wie ihn wartete. Und doch rührten sich seine Füße nicht, und das ärgerte ihn mehr, als der Alte ihn ärgerte.

„Wenn Sie mir etwas verkaufen wollen“, sagte er, „dann sagen Sie, was es kostet, und ich gehe.“

„Ich mache Ihnen ein Angebot“, sagte der Schuhmacher, ohne auf die Schärfe einzugehen. „Sie ziehen ein Paar an, das ich aussuche, und Sie gehen einen Mond lang, wohin es Sie trägt. Wenn der Mond wieder voll ist, kommen Sie zurück, und ich gebe Ihnen Ihre eigenen wieder.“

„Und was kostet das?“, fragte Jakob, weil alles etwas kostete.

„Heute nichts“, sagte der Mann und nahm den nächsten Schuh vom Stapel. „Das Schwere kommt später.“

Jakob wartete auf das Lächeln, das Augenzwinkern, den Moment, in dem die Sache kippte und einen Preis bekam. Es kam nicht. Der Alte meinte jedes Wort, so ruhig, wie er den Faden durch das Leder zog, und gerade diese Ruhe war es, die Jakob nicht ertrug, weil sie nichts von ihm wollte und ihn dadurch nackter machte als jede Forderung.

„Sie verkaufen Wunder“, sagte Jakob, „an Leute, die nachts ihre eigene Wohnung nicht ertragen. Und Sie sind gut darin, das sehe ich. Aber ich bin der Falsche. Ich glaube nicht an so etwas.“

„Ich weiß“, sagte der Schuhmacher und sah ihn nicht einmal an dabei. „Deshalb sind Sie der Richtige.“

Jakob lachte, ein kurzes, hartes Geräusch, das in dem weichen Raum fremd klang. Dann drehte er sich um und ging.

Die Tür ließ ihn hinaus, so leicht, wie sie ihn hereingelassen hatte, und draußen schlug ihm die nasse Nacht entgegen, der Regen, der Verkehr in der Ferne, die Welt, in der Schuhe nur Schuhe waren. Er war erleichtert, einen Moment lang, wie einer, der einem Betrüger gerade noch von der Schippe gesprungen ist, und die Erleichterung hielt ungefähr so lange, bis die Gasse hinter ihm in der Dunkelheit verschwamm.

Er ging in die Richtung, in der er seine Wohnung vermutete, durch Straßen, die er noch immer nicht kannte. Er schüttelte den Kopf über den Alten, und ein Teil von ihm legte sich schon die Geschichte zurecht, die er morgen niemandem erzählen würde, weil es niemanden gab, dem er sie erzählen könnte. Daran blieb er hängen. Nicht an dem Wunder. An dem Niemand.

Er hatte ein Leben gebaut, fest und gerade, ohne Lüge in den Winkeln, und stand am Ende nachts allein in einer fremden Straße, durchnässt. Er hatte Häuser für tausend Menschen gebaut und für sich selbst eine Zelle mit guter Aussicht.

Einmal, früh in ihrer Zeit, war Marlene nachts neben ihm aufgewacht und hatte ihm von einem Traum erzählt, und er hatte zugehört, halb, während er im Kopf schon den nächsten Tag rechnete. Sie hatte mitten im Satz aufgehört, ihn lange angesehen im Dunkeln und gesagt, sie habe manchmal das Gefühl, in einen Brunnen zu reden, in dem das Wasser längst versiegt sei. Er hatte gesagt, sie solle schlafen, es sei spät. Es war immer spät gewesen, wenn sie reden wollte, und er hatte das für einen Zufall gehalten, all die Jahre. Erst jetzt, unter der summenden Laterne, begriff er, dass er es so eingerichtet hatte, ohne es zu wissen, dass die Zeit für ihre Sätze immer die Zeit war, in der er schon nicht mehr zuhörte.

Er blieb stehen unter der Laterne und sah die eine Straße hinunter, die leer war, und die andere, die auch leer war. Vor ihm die Wohnung mit dem gemachten Bett und der kalten Seite. Hinter ihm eine Gasse, die es nicht gab, mit einem

Mann, der etwas angeboten hatte, das es nicht geben konnte. Zum ersten Mal seit langer Zeit war die Wahl, vor der er stand, keine zwischen richtig und falsch, sondern zwischen zwei Unmöglichkeiten, und die eine von beiden kannte er schon bis auf den Grund, und sie hatte ihn nichts gelehrt außer, wie man morgens aufsteht.

Der Regen lief ihm in den Kragen, und er bemerkte es nicht. Er dachte an seine Mutter, die in diesem Augenblick in einem fremden Bett lag und vielleicht schon nicht mehr atmete, und an die elf Jahre, in denen er nichts getan hatte, um die Tür zu öffnen, weil eine offene Tür gefährlicher war als eine geschlossene. Er war ein Mann, der Türen schloss. Es war das Einzige, worin er wirklich gut war. Und er stand hier und wusste nicht mehr, hinter welcher Tür er sich selbst eingeschlossen hatte und wo der Schlüssel lag. Dann drehte er um.

Die Gasse war noch da, was ihn weniger überraschte, als es ihn hätte überraschen sollen. Das schmale Licht brannte. Er ging darauf zu, schneller, als er gekommen war, fast als fürchtete er, es könnte verlöschen, ehe er es erreichte, und an dieser Furcht merkte er, dass er die Entscheidung längst getroffen hatte, irgendwo zwischen der summenden Laterne und dem Umdrehen, ohne ein Wort, ohne sich dabei zuzusehen.

Der Schuhmacher saß, wie er ihn verlassen hatte, den Faden in der Hand, als wäre Jakob nie hinausgegangen oder als hätte er nie daran gezweifelt, dass er zurückkäme. Er sah

nicht auf, sagte nichts, machte kein Aufheben von der Rückkehr, und gerade dieses Ausbleiben jeder Genugtuung nahm Jakob den letzten Halt, an dem er sich noch hätte wehren können.

Auf dem Tisch stand ein Paar, das vorher nicht dort gestanden hatte. Schwere Stiefel, abgetragen, die Sohlen schief gelaufen, das Leder rissig vom Wetter und von Jahren. Sie sahen aus, als hätten sie viele Kilometer auf hartem Boden hinter sich, und als Jakob näher trat, rochen sie nach kaltem Rauch und nach etwas Süßlichem darunter, einem Geruch, den er von irgendwoher kannte und nicht einordnen konnte, der ihm aber für einen Atemzug die Kehle eng machte, als gehörte er zu etwas, das er an diesem Tag falsch gemacht hatte.

„Wem gehören die?“, fragte er.

„Das finden Sie heraus.“ Der Alte schob ihm den Hocker hin. „Setzen Sie sich.“

Jakob setzte sich, weil seine Beine müde waren und weil das Zuhause, das ihn erwartete, kein Zuhause war. Er zog seine eigenen Schuhe aus, die teuren, die nassen, und stellte sie ordentlich nebeneinander, wie er alles ordentlich tat. Es war eine kleine, sinnlose Geste der Kontrolle, und sie beruhigte ihn, wie sie ihn immer beruhigt hatte, ein letztes Mal.

Die Stiefel passten nicht. Sie waren zu breit und zu schwer, das Leder rau, wo seine Füße weich waren, und für einen Moment war er fast erleichtert, weil das bewies, dass alles Unsinn war, ein nasser Traum am Ende eines

schlechten Tages. Dann schnürte er den zweiten, richtete sich auf, und mit einem Mal passten sie doch, passten auf eine Weise, die ihm das Blut in den Ohren rauschen ließ, als hätte sein Körper sie immer schon getragen und nur vergessen, wie sie sich anfühlten.

Es war kein angenehmes Gefühl. Es war, als legte sich etwas über ihn, das größer war als er, ein fremdes Gewicht, eine fremde Müdigkeit in den Knien, die nicht von diesem einen Tag kam, sondern von tausend Tagen, die er nie gelebt hatte. Er wollte aufstehen und es rückgängig machen, und merkte, dass er nicht mehr genau wusste, was es war, das er rückgängig machen wollte, oder wer der Mann gewesen war, der hergekommen war, der nasse Mann, dessen teure Schuhe ordentlich nebeneinander vor dem Hocker standen, als warteten sie auf jemanden, der nicht zurückkommen würde.

„Was geschieht jetzt?“, fragte er, und die eigene Stimme klang ihm schon fremd und weit, als spräche sie aus dem Nebenraum.

„Jetzt gehen Sie“, sagte der Schuhmacher irgendwo hinter ihm, ruhig, fast freundlich. „Und ich warte, wie ich immer warte.“

Dann ging das Licht aus, oder er selbst ging aus, das ließ sich nicht mehr unterscheiden. Die Werkstatt, die Gasse, die Stadt und der Name Jakob Reuter fielen von ihm ab wie ein Mantel, den ein anderer aufhob und über den Arm legte, und wo eben noch ein Mann gesessen hatte, der über alles ein Urteil wusste, saß niemand mehr, der das gewesen wäre.

Lust auf die ganze Geschichte?

Wenn dir diese Leseprobe gefallen hat, dann entdecke, wie es weitergeht.

Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link, um direkt zur Bestellung zu gelangen:



[Zum Buch](#)

Wie geht es weiter?

Weitere inspirierende Bücher, Leserunden und Leseproben findest du auf <https://innerearchitektur.com>

